St. Peters Bote

Herausgegeben von den Benediktinern der St. Peters Abtei zu Münster, Saskatchewan, Canada.

Preis für Canada $2.00 das Jahr; für die Ver. Staaten und das Ausland $2.50. Das Abonnement ist vorauszubezahlen.

Wegen Anzeigenraten wende man sich an die Redaktion.

Anzeigen, Korrespondenzen usw. sollen spätestens am Montag eintreffen. Adresse: St. Peters Bote, Münster, Sask., Canada.

1927 Kirchenkalender 1927

Januar — Februar — März

Aschermittwoch

Gebotene Feiertage

Gebotene Fasttage

Welt-Rundschau.

China

(Fortsetzung. Siehe Seite 15)

Vorweg sei noch bemerkt, daß Italien durch seine Stellungnahme sich als ehrlicher Freund gezeigt, indem es sagte, aber bewiesen hat, daß er ein echter Italiener bevor Zeit ist. Seit dem in Italien die Einigungsbestrebungen begannen, also seit fast 80 Jahren, war es stets die Politik des Vatikans oder ganz akzentuiert Italien sich bei kriegerischen Unternehmungen an diejenige Macht oder Gruppe von Mächten anzuschließen, wo für sicher der Sieg vorauszusehen war, wo es zur Erringung des Sieges eigentlich der Mithilfe Italiens gar nicht bedurft hatte. Das hatte immer einen mehrfachen Vorteil. Erstens war dabei auch im schlimmsten Falle nicht viel riskiert, angesehen davon, daß ein solcher Fall schon im Voraus unwahrscheinlich war und in Wirklichkeit niemals eingetreten ist. Zweitens erzielte Italien, Italien, indem an einem siegreichen Kriege, ja gar wenn es bloß Prügel bekam, wie meistens der Fall war, sein Prestige unter den Völkern. Zudem fiel immer ein gutes Stück Beute ab. Natürlich rechnet jetzt Mussolini hinsichtlich China. Gegenwärtig hat Italien dort wenig zu verlieren. Und sollte es England gelingen, China noch einmal auf die Knie zu zwingen, so würde Italiens Ruhm abermals in der ganzen Welt erschallen, und ein chinesischer Handelshafen wäre auch nicht zu verschmähen.

Doch dies mag nicht der Hauptbeweggrund Mussolinis gewesen sein. Der italienische Diktator hat andere Pläne, bei deren Verwirklichung ihm einer der zwei kämpfenden Parteien in China keine festen Verträge abschließen und dieses der Anerkennung dieser Partei gegen die andere gleichkäme. Dieses Argument über zeugt Chen nicht und er verlangt, daß England mit den südlichen Nationalen, die ihre Regierung in Wuchang haben, alleiv Verträge abschließe. Peking, so meint er, sei am Abtreiben, es könne höchstens noch als ein von den auswärtigen Mächten abhängiger Staat für kurze Zeit sein Leben fristen. Die Zukunft gehöre der nationalen Sache, ein Kompromiß mit Peking sei unmöglich. Englands Haltung könnte somit nur zur Folge haben, den Zwiespalt im chinesischen Reiche aufzuhalten und die Einheit Chinas zu verzögern. Auch der Vorschlag Amerikas, eine neutrale Zone um Shanghai zu errichten, womit auch England sympathisiert, findet bei den Kantonesen keine Gnade. Sie erblicken darin ein Mißtrauen der Mächte und sagen: „Wir sehen keine Notwendigkeit, daß Fremde unser Territorium beschützen sollen."

Die öffentliche Meinung in England ist sehr gegen das bolschewistische Rußland erbost, man schiebt den russischen Agenten in Canton das Scheitern der Verhandlungen zwischen Chen und Mallen in die Schuhe. Die Daily Mail verlangte sogar Aufhebung der diplomatischen Beziehungen mit Rußland. Und die Times schrieb über Michael Borodin, den russischen Berater: „Er handelte im Verein mit bolschewistischen Verschwörern, welche die chinesische nationale Bewegung für ihre eigenen Zwecke ausbeuten." Man hebt, daß der Korrespondent der Times diese Worte in seinem Organ niedergeschrieben hat, und auf die Leser mögen sie einen gewaltigen Eindruck machen. Und doch ist es in der politischen Welt etwas ganz Alltägliches: jede Nation nimmt jede Gelegenheit für ihre eigenen Zwecke aus; keine sucht die Zwecke anderer, am wenigsten die ihrer Gegner, zu fördern. Von dieser Regel hat es noch nie eine Ausnahme gegeben und wird es kaum jemals geben. Jede Aufregung hierüber ist nutzlos.

Eine zivilisierte Wilde.

Tarbata ist der poetisch klingende Name der Prinzessin eines Moro-Häuptlings auf den Philippinen-Inseln. Diese weilte nun schon seit fast 30 Jahren unter der väterlichen Aufsicht Onkel Sams, der sie unbedingt zur Selbstregierung erziehen möchte. Denn das Wohl jener Bevölkerung, die so lange unter dem grausamen Joche Spaniens gelitten und die Onkel Sam ohne alle selbstsüchtigen Absichten unter seine schützenden Fittiche genommen hat, — dies liegt ihm an die amerikanische Darstellung der Dinge im — liegt ihm gar sehr am Herzen. Aber zu seinem größten Leidwesen in die Zeit, wo die Philippinen sich selbst regieren könnten, immer noch nicht gekommen. Wo und da klopfen sie verstohlen bei ihm an, aber immer mit der Mahnung, er möge trauernden Auges auf die Zukunft vertrauen. Kurz und da erwacht sich auch einmal, besonders unter den mohammedanischen Moros, ein Häuptling und trotzt der amerikanischen Vormundschaft. Dann bleibt natürlich Onkel Sam nichts anderes übrig, als die Zuchtrute zur Hand zu nehmen, wie es jeder gute Vater bei seinen ungezogenen Kindern tut.

Auch kürzlich brach ein kleiner Aufstand aus, der aber schon wieder abgetan ist. Denn Amerika hat eben starke Hände. Das einzig Merkwürdige dabei war, daß unter den Moros auch Frauen kämpften. Die Prinzessin Tarbata besonders spielte eine hervorragende Rolle; ja, man vermutet sogar, daß sie die Anstifterin des Aufruhres war. Doch auch das wäre unter den Moros noch nicht so auffallend, und amerikanische Zeitungen würden darüber nicht viel Aufhebens machen.

Was diesem Aufstande besondere Bedeutung verleiht, ist die Tatsache, daß Tarbata längere Zeit auf der Universität von Chicago studiert hatte und daß man die Hoffnung hegte, sie würde mit anderen in Amerika ausgebildeten Landsleuten eine Kulturtragödie Amerikas auf ihren heimatlichen Inseln werden. Statt dessen schüttelte sie nach ihrer Rückkehr alle amerikanische Zivilisation ab, entsagte allem Modernen, heiratete als vierte Frau einen Häuptling und stellte sich die Befreiung ihrer Rasse vom amerikanischen Joche zur Aufgabe. Darüber halten sich die Zeitungen auf und denken, es wäre fast besser, die „Wilden" in ihrem eigenen Lande und ihrer Lebensart zu belassen, als ihnen eine moderne Erziehung zu geben.

Und darin mögen sie gar nicht so unrecht haben. Man muß sich überhaupt darüber wundern, daß jemand sich über ein solches Resultat moderner Erziehung wundern kann. Wenn ein junger Philippine, der nicht zu Hause gründlich in der katholischen Religion erzogen wurde und in Amerika sich unter katholischen Einfluß begibt, auf einer amerikanischen Hochschule landet, so wird er dasselbe alles andere eher lernen als das Christentum. Denn das Christentum ist auf amerikanischen Hochschulen nicht zu Hause. Seit der Eroberung der Philippinen-Inseln hat Amerika durch Einführung der atheistischen Schule, durch allseitige Begünstigung des Sektenwesens und sonst auf alle mögliche Weise dahin gearbeitet, das Christentum, welches die katholische Kirche dort seit Generationen gepflanzt hatte, zu untergraben. Das ist ihm denn auch bei einem großen Teile der christlichen Bevölkerung nur zu gut gelungen. Für die Christianisierung der dortigen Mohammedaner ist natürlich nichts geschehen.

Tarbata kam als Mohammedanerin auf die Universität von Chicago. Die einzig wahre Zivilisation, die es gibt, die christliche, fand sie daselbst nicht, und das, was der echte Amerikaner Zivilisation zu nennen beliebt und womit sie auch der Universität in Berührung kam, erschien ihr höchst wahrscheinlich als tief unter ihrer eigenen Zivilisation stehend. Man kann sich denken, daß so eine hochgebildete philippinische Prinzessin — und das muß sie gewesen sein, sonst hätte sie auf der Universität keinen Zutritt erlangt — nicht bloß ihre Lehrbücher studierte, sondern auch sonst ihre Augen weit offen hatte und das öffentliche Leben genau beobachtete. Dafür war Chicago mit seiner unerhörten Verbrecherstatistik gerade der rechte Platz. Wenn sie las über die vielen Vergehen gegen Sicherheit, Leben und Eigentum, über die vielen Ausschreitungen auf dem sittlichen Gebiete, über die Korruption im öffentlichen und Privatleben, so war das gewiß eine Erziehung für sie. Wahrscheinlich war sie auf der Universität zur selben Zeit mit den Studenten Leopold und Loeb, die den berüchtigten Lustmord begingen, und folgte mit großem Interesse den Gerichtsverhandlungen. All das und vieles andere muß ihr den Gedanken nahegelegt haben: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!" Auch die moderne Frauenmode, die darauf berechnet ist, die Sittsamkeit der Frau zu vernichten und die Männerwelt zu verführen, konnte mit der Bekleidung der Frauen in der Heimat den Vergleich nicht bestehen. Denn, was man immer an den Mohammedanern auszusetzen haben mag, sie halten viel auf die öffentliche Sittsamkeit ihrer Frauen. Und erst die alljährlich ins Unermeßliche steigenden Ehescheidungen in Amerika mit den regelmäßig damit verbundenen Skandalen vor Gericht: hoch, das sie nicht in einen Abgrund sittlicher Verkommenheit blicken, gegen den ihr das Ehelichen in ihrer mohammedanischen Heimat, trotz der Polygamie, fast wie ein Paradies vorkommen mußte?

Wenn Tarbata, in ihre Heimat zurückgekehrt, den vielleicht schon längst gefaßten Entschluß ausführte, indem sie alles in Amerika Gelernte verachtete und ihr Volk von den Amerikanern zu befreien suchte, so darf das nicht wundernehmen. Und wenn die amerikanischen Zeitungsschreiber sich darüber wundern, so leiden sie entweder an dem so gewöhnlichen, obgleich ganz unbegründeten Zivilisationsdünkel des modernen Heidentums oder sie spielen die Heuchlerrolle der Pharisäer. Amerika, das nicht einmal imstande war, seine eigene geringe Indianerbevölkerung zu zivilisieren, wird auch weder die Philippinen noch sonst ein „niedriger Stehendes" Volk zivilisieren. Das uralte Sprichwort lautet: „Medice, cura teipsum — Arzt heile dich selbst!"

Schanghai

Angesichts der Lage in China ist die folgende Schilderung der chinesischen Handelsmetropole Schanghai von besonderem Interesse. Sie stammt aus der Feder eines in Schanghai ansässigen Deutschen, der sie letzten Monat verfaßt hat.

Schanghai, die gewaltige im Werden begriffene Stadt am Huangpu, raisonniert nicht, sie ist nicht wie das dämonisch prinzipiell wirkende New York, man kann das ungeheure Leben nicht mit dem Londons vergleichen, sie erinnert in manchem an das Paris des Montmartre zu. Trotzdem erinnert Schanghai mehr an Buenos Aires. Alles ist hier im Entstehen u. im Werden, es kriecht mit Wolkenkratzern in ungeheuerliche Höhen, es braust und pfeift unablässig auf dem Meerschiffe tragenden Fluß hin und her, es zischt und dampft in den Fabriken ringsum. Was Schanghai aber das pulsierende Leben gibt, das ist die Ungeheuerlichkeit der gelben Menschenmassen, die sich hier heute bis zu zwei Millionen herauf konzentrieren. Die Chinesen und nicht die fremden Kaufleute sind es, die der werdenden Großschiffahrts-Handels-Finanz-Industriestadt ihre Signatur geben.

Noch bis vor kurzem fand das gebändigte Wirtschaftsleben Chinas seinen Ausdruck in einer staatlich wohlaufgebauten Finanzverwaltung mit einer übergeordneten fremden Finanzbureaukratie, deren Spitze in Peking residierte. Gewissermaßen stellte der Seezolldienst den Geldbeutel Chinas dar. Der englische Generalseezolldirektor trug die wohlgefüllte chinesische Börse in der Tasche und gab als mehr oder minder wohlwollender Depot von seinem Reichtum ab. Dieser chinesische Reichtum war ein fester Begriff auf der ganzen Erde geworden. Er stand bis zum Weltkriege ebenso hoch im Ansehen wie etwa die englische Flotte.

Heutzutage will eine nachdenklich gewordene und kritische Propaganda der Welt weismachen, daß das nachrevolutionäre und Nachkriegschina verarmt sei. Es geht China ebenso wie etwa einem deutschen Vorkriegsmillionär, dessen zahlreiche Anlagewerte der Krieg verstreut und teilweise in ihrer Zinszahlung zeitweilig stillgelegt hat. Das China von heute hat nur die neue Ordnung der Dinge noch nicht gefunden. Die Welt hängt immer noch zu sehr an dem angenehmen und freundlichen Gedanken, daß sich auch das moderne China in dem mauerumwallten Peking ausdrücke. Alle diejenigen, die beschwerlich hierher kommen, gewinnen einen fabelhaften Eindruck von Peking, sind fast hingerissen. Trotzdem unterliegen sie einem Trugbild, einem Fehlschluß. China, wie es wünscht, gesehen zu werden, drückt sich in Schanghai aus, das mit fast grotesk anmutenden Sprüngen das Hypermoderne Asiens darstellt.

Die Engländer möchten uns noch heute weismachen, daß diese noch keinhundert Lenze zählende Stadt eine englische Erfindung sei. Wer unbefangen nach Schanghai kommt, der wird heute sicher sagen, wenn die bewußten Gründer nicht mehr gekommen haben, dann können sie mir gestohlen bleiben. Wer den Bauch von Schanghai nicht kennt, wer nicht weiß, welche ungeheuren Werte hier umgesetzt werden, wer nicht zu erfassen vermag, daß Schanghai voll im Begriff ist, die aktiv geistige Kontrolle des ganz modernen Chinas an sich zu reißen, dem erscheint diese Riesenanhäufung von Gebäuden als eine häßliche Mischung von Europa, Asien und Amerika. Die bewußt gerade Straße moderner Gründung kennt Schanghai überhaupt nicht; ich bitte dies wörtlich und bildlich zu nehmen.

Schanghai ist etwa das Gegenteil von Los Angeles, wo kluge, geschäftstüchtige Stadtväter Dutzende von Straßenblocks mit allen Schikanen moderner Städtebauerforderniße schon ein Jahrzehnt vor der Bebauung ausgelegt haben, meist mit dem Erfolg, daß der am Arbeitsbeginn angewandte himmelstürmerisch erscheinende Gedanke am Wochenende darauf bereits alltäglich und überholt war. In Schanghai ist alles krumm und verzwickt. Die Straßen sehen aus wie häßliche Höhlen. Neben dem amerikanischen monumentalen Hochhaus steht die hölzerne Kolonalbude von Anno dazumal. Neben dem letzten Lichtspielhaus, in dem die die Volksmassen aufreizenden russischen „Wolgaschiffer" gespielt werden, liegt das von Menschen wimmelnde chinesische Ameisenhaus, in dem gegen alle überlieferten sanitären Begriffe des Westens tausend Chinesen arbeiten, schlafen, trinken, rauchen, sich zanken, Kinder gebären und sterben.

Die Gegensätze sind fabelhaft. Sie wirken umso stärker, als es eine Abgrenzung der Viertel nicht in dem Maße gibt, wie sie ganz von selbst durch die Routine des Alltags in den weltlichen Großstädten entstehen. Man sieht allerdings die City bereits ganz deutlich im Werden. Sie lehnt sich schon heute an den Strom an, die Hauptverkehrsader Mittelchinas, auf dem die Güter der ganzen Welt zusammentreffen, um 24 Stunden lang von eigentümlich singenden, hart- und stumpfblickenden Kulis hin- und hergeschleppt zu werden. Ihnen ist der Begriff der sozialen Abwehr ebenso geläufig wie dem modernen Arbeiter im Kohlenstreikgebiet Englands. Ihr Wille zur Machtbildung wächst ebenso zum bemerkenswerten Faktor wie der irgendeiner ähnlichen Gruppe in England oder Amerika. Sie werden einmal die breite Basis sein, von der aus die Führer sprechen. Die angeborene Organisationsfähigkeit des Chinesen klingt da eng zusammen mit dem nationalen in Nationalismus gleitenden Willen.

Diese Hunderttausende schaffen in noch nicht qualitativ sich ausdrückender Arbeit die Werte, die den Geldbeutel Schanghais füllen. Einst gingen d. gewaltigen Summen übersee, sie drückten sich in englischen Rennställen und Prachtbauten, in amerikanischen Hochseejachten und französischem Luxus aus. Kein geringer Teil des Riesenkapitals, mit dem England seit den Krimkriegszeiten seine Welteroberung finanzierte, stammt aus chinesischer Arbeit, die in Schanghai ihren konzentrierten Finanzausdruck fand. Außerordentliche Summen sind dem Lande China im Laufe von drei Menschenaltern entzogen worden, um die Prunkräume des alten Abendlandes weich auszustatten und um das neueste Amerika mit echter Vergoldung zu versehen. Schanghai war Mittel zum Zweck für das Großkapital der Erde. Es sollte bewußt zum Clearinghouse für das voll zu erfassende chinesische Wirtschaftsgebiet emporgearbeitet und ausgebaut werden.

Seht euch das Schanghai von heute an, dann werdet ihr den klaren und krassen Ausdruck dieser Idee finden. Wolkenkratzende, für ein Jahrhundert Arbeit gebaute Banken und Bureauhäuser. Einen Riesenkranz von Villen, reich in Parks eingebettet; Rennplätze dort, wo Wohnhäuser stehen. Ungeheurer, übertriebener Luxus und tiefste Armut. Massen von Autos und miserable Verkehrsbedingungen. Der „dernier cri" (das Allerneuste) auf jedem Gebiet, aber keine Kanalisation. Wahnsinnsjagd nach Geld, das man beim Gewinn telegraphisch nach der Heimat transferiert. Alle fremden Hände im chinesischen Geldbeutel mit der Absicht, das Land zu verlassen, wenn die Goldstücke überquellen. Das Ende dieses Jahrzehnts wird bereits den Umschlag sehen. Die Großstadt Schanghai wird bodenständig. Der Typ Schanghais wird trotz des fremden Aussehens ganz chinesisch werden. Schanghai wird die chinesische Hochburg der chinesischen Wirtschaft. Die Fremden werden sich alle anpassen müssen oder ihre Finanz- und Bureaupaläste werden einst ebenso merkwürdig in der chinesischen Gegend stehen wie die der Strozzi und Colonna in Italien, in die man auch Läden einbaut, oder wie die alten Tempel vergangener Dynastien in Peking, die nicht mehr Kultstätten sind, sondern dem Fremden gegen Eintrittsgeld gezeigt werden. Im übrigen, wer heute Schanghai besucht, der tue reichlich Scheine in seinen Geldbeutel.

St. Peter's College

A Catholic Boarding School for Boys and Young Men
Conducted by the Benedictines
MUENSTER, SASK.

Courses Offered

PREPARATORY — Seventh and Eighth Grade.
COMMERCIAL — Leading to Diplomas from the Department.
HIGH SCHOOL — Leading to Diplomas of XI. and XII.
FIRST & SECOND ARTS — Recognized by the University.
MUSIC — Violin, Piano and Orchestra Instruments. Candidates prepared for McGill University.

The language of instruction is exclusively English, except in the higher classes of French and German

The Director